

chen Güte, die eigene Subsistenz und Wirklichkeit des Endlichen. Selbigkeit und Differenz des *actus essendi* als *simplex et completum* sind festzuhalten. Das Sein ist Gabe, weil es, dem Schöpfer „gehorsam“ sich verendlicht; die Gabe „kommt an“ in der Selbstannahme des Seienden. Die menschliche Vernunft lebt aus dem Empfangen des *ens*, das sich ihr gibt (De Ver I, 1 a). Spiegelt sie sich im Empfangenen und unterwirft das Endliche, so entstehen die Formen der logisierten Metaphysik des Vorhandenen. – Das Kap. über die „Ontologische und dialogische Differenz“ ist für O. das wichtigste. Zunächst wendet er sich einer Schwierigkeit zu: Wie kann sich ein dialogisches Denken unter das Patronat des hl. Thomas stellen, der der Relation keine bedeutende Rolle zuerkannt hat und jedenfalls die „Beziehung“ Gottes zu seinem Geschöpf nur als *relatio rationis* gelten läßt? O. versucht zu zeigen, daß Thomas das Phänomen der personalen Beziehung gesehen hat, auch wenn er die passenden Kategorien dafür noch nicht gefunden hat. An der Basis liegt die Vernunft als seinsvernehmende: also das Sein als Gabe, die für die Vernunft und daher auch für den Willen wesenskonstitutiv ist, die jedoch zugleich auf das endliche Andere verweist. Dieses ist nicht nur im Du gegeben, sondern auch schon im Selbstverhältnis des Ich, das freilich nicht immanent, sondern im Verhältnis zum Anderen zu leben ist. Es gilt, dieser Gegebenheit liebend zu antworten. Die *reine* Gabe, das reine Seinlassen, die reine Selbstlosigkeit sind dem Schöpfer zu eigen. Bezogen auf den Menschen wären sie im allgemeinen eine Überforderung, ja eine Unmöglichkeit. Doch kann es Spuren davon auch im Menschlichen geben, und wenn sie gegeben sind, dann nur dadurch, daß das menschliche Selbst an ihm selbst Gabe ist, an ihm selbst, d. h. von seinem Ursprung her, der sich für Ulrich allerdings nicht in einer Schöpfungsaussage enthüllt, die beschnitten wäre um den Glauben an die Inkarnation, an die liebende Erlösung am Kreuz und die Anknüpfung der Erlösung in der Immaculata. – Abschließend wendet sich O. der Ontologie der Sprache zu, genauer gesagt, dem Sprechen/Hören als zentralem Vollzug der Intersubjektivität im Geben und Nehmen, der „aus der Tiefe der seinsvernehmenden Vernunft lebt“.

Das Erstaunliche dieser Ulrich-Monographie ist, daß sie über lange Passagen hinweg nicht *über* Ulrichs Text, sondern *von* dessen Gedanken *her* spricht. Wenn O. feinsinnig seine eigene Phänomenologie des Schenkens entfaltet, wenn er beeindruckend die Anstrengung Derridas um die Gabe nachzeichnet, wenn er die Seins- und Erkenntnismetaphysik des hl. Thomas brillant aus dem lateinischen Text erhebt, kommt *zugleich* Ulrich zur Sprache: direkt und indirekt als der entscheidende Gesprächspartner. Für denjenigen Leser, der Ulrichs Sprache noch weniger kennt, hat dieses Verfahren sicher einen gewissen Nachteil. Es hat freilich auch den Vorteil, daß die Fruchtbarkeit von Ulrichs Gedanken deutlich wird, sei es in der Deutung des interpersonalen Lebens, sei es in der Deutung der metaphysischen Tradition, sei es im Gespräch mit der „nach-metaphysischen“ Gegenwart.

O. konzentriert seine Abhandlung zu Ulrichs Ontologie der Gabe auf dessen Thomas-Deutung. Im Rückblick auf die Entfaltung des Werks von Ulrich kann man sich freilich auch fragen, ob die enorme Rolle, die die Thomas-Interpretation für Ulrichs Anfänge spielte, auch später so blieb. Mehr und mehr, scheint mir, wurde ihm der thomanische Text zu einer Illustration neben anderen für eine Intuition, die er aus eigenen Glaubenserfahrungen gewann. Das Buch von O. ist Zeugnis einer bemerkenswerten spekulativen Kraft, eines außergewöhnlichen Wissens und einer feinen menschlichen Sensibilität.

G. HAEFFNER S. J.

HEIDEGGER, MARTIN, *Der Begriff der Zeit* (Gesamtausgabe; Band 64). Herausgegeben von Friedrich-Wilhelm v. Herrmann. Frankfurt am Main: Klostermann 2004. 133 S., ISBN 3-465-03358-2.

Dieser Bd. eröffnet die III. Abteilung der Heidegger-Gesamtausgabe, die unter dem Titel steht „Unveröffentlichte Abhandlungen. Vorträge – Gedachtes“. Er enthält eine Abhandlung und einen Vortragstext. Beide tragen dieselbe Überschrift. Es geht um die „Zeit“.

Die *Abhandlung* ist bisher unveröffentlicht gewesen. Sie hätte, als erste Publikation Heideggers (= H.s) nach der seines Habilitationsvortrags (1916), 1925 in der neu be-

gründeten „Deutschen Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte“ erscheinen sollen. Wegen Differenzen mit dem Herausgeber über den Umfang zog H. die Arbeit jedoch zurück, mit der Ankündigung, sie im „Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung“ erscheinen zu lassen. Das geschah dann auch im April 1927, wenngleich in sehr stark überarbeiteter Form, unter dem Titel „Sein und Zeit“. Die Abhandlung beginnt da, wo „Sein und Zeit“ hinstrebt: in einer Auseinandersetzung mit Dilthey und seinem Freund Yorck um den Begriff der Geschichtlichkeit des (menschlich-geistigen) Seins und, in diesem Zusammenhang, um die methodologische Schwierigkeit einer nicht-naturalistischen philosophischen Anthropologie (vgl. „Sein und Zeit“ § 77). Als Antwort auf die Aporien Diltheys entwirft H. systematisch seine Ontologie und Epistemologie des menschlichen Seins: beginnend mit der Analyse von Umwelt und Befindlichkeit, mit der Entmythologisierung des Subjektbegriffs durch den Hinweis auf „Gerede“ und „man“ usw. Von da aus geht H. über auf das Vorlaufen zum Tode als Vorüber und nähert sich so der existentialen Zeitlichkeit, in einer Explikation, die zugleich ontologisch wie pädagogisch sein soll. Das Ganze gipfelt in der pathetischen Frage: „Bin ich die Zeit?“ So wird der Grundgehalt dessen, was man später in „Sein und Zeit“ lesen kann, dargelegt.

Was kann ein Leser, der „Sein und Zeit“ schon kennt, in dieser Abhandlung – über bloße H.-Philologie hinaus – finden? Es sind wohl drei Dinge. Erstens ist der Text greifbarer und damit hinsichtlich der großen Linien z. T. klarer als das Buch. Zweitens: Das Drängen auf die Architektonik einer Fundamentalontologie hin ist vergleichsweise gebremst; die Fußnoten lassen, ungeschützter als in „Sein und Zeit“, etwas von H.s eigenen Lern- und Lesevorgängen erkennen. Drittens gibt es Randbemerkungen, die H. offenbar bei einer erneuten Durchsicht, wohl vor allem im Hinblick auf die Redaktion von „Sein und Zeit“, angebracht hat. Sie verdeutlichen hier und da einen Gedankenfortschritt H.s.

Der Text des *Vortrags* „Der Begriff der Zeit“ wurde 1989 von Hartmut Tietjen schon einmal ediert. Er war im Juli 1925 vor der Marburger Theologenschaft vorgetragen worden. Sein verdecktes Thema ist die Rede von der Ewigkeit. Die Theologie hat die Mittel zur Aufstellung eines entsprechenden Begriffs bisher immer der (heidnischen) Philosophie entnommen. H. bietet als Weg aus dieser Fremdherrschaft seine eigene Besinnung auf die Zeit an. Es bleibt offen, ob sich daraus bessere Kategorien für die Theologie gewinnen lassen. – Die Edition ist wieder sehr sorgfältig. G. HAEFFNER S. J.

SCHAPP, WILHELM, *In Geschichten verstrickt*. Zum Sein von Mensch und Ding. (Klostermann Seminar 10). Frankfurt am Main: Klostermann 2004. 210 S., ISBN 3-465-03344-2.

Der Text der anzuzeigenden Studienausgabe ist zuerst 1953 erschienen, als Spätwerk des ostfriesischen Autors, der seine entscheidende Prägung durch Husserl in Göttingen empfing. Phänomenologisch in einem weiten Sinn ist auch dieses Werk, das sich freilich von der „klassischen Phänomenologie“ Husserls absetzt.

Schapps (= Sch.) *vorbereitende Frage* lautet: Wie wird Wirklichkeit Phänomen? Was taucht als erstes auf? Seine Antwort lautet: die „Wozudinge“ = die vom Menschen geschaffenen festen Dinge (11), die einem Gebrauch dienen. Dieses objektive Auftauchen im Gebrauch ist das Erste *quoad nos*, das alle Rede von „Wahrnehmungen“ oder von den „Sinnen“ ins Sekundäre verweist. An diesem Ersten hängt eine ganze Serie möglicher Weisen des Auftauchens: von so etwas wie dem „Stoff“, aus dem ein Wozuding besteht, – von bloßen Dingen, die in der Außenwelt vorgefunden werden, – von leeren Räumen und von Farben, – von uns selbst als Benutzern der Wozudinge usw. Auch das Auftauchen von Allgemeinbegriffen, von Sätzen und, auf der anderen Seite, von Akten der Wahrnehmung, der emotionalen Stellungnahme usw. läßt Sch. fundiert sein im Phänomen des Wozudings.

Die *eigentliche* These Sch.s heißt nun so: Alles, was überhaupt ursprünglich auftaucht, taucht verstrickt in Geschichten auf. Er unterscheidet dieses Verstricktsein vom bloßen Vorkommen in Geschichten. So „verstrickt“ sind Menschen in ihre Geschichte, so auch Wozudinge. „Der Ort, wo wir ... letzte Wirklichkeit suchen müßten, wäre das